

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2007)
Heft: 5: Schwerpunkt Kleinbasel

Artikel: Visionen zum Kasernenareal : eine Stadt muss wachsen und sich verändern, oder sie stirbt
Autor: Währen, Sabine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-842939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Visionen zum

Kasernenareal

Eine Stadt muss wachsen und sich verändern, oder sie stirbt

[sw.] Basel tickt anders - anders als was? Anders als das Millionen-Zürich? Anders als das internationale Genf? Anders als Bundes-Bern? Die Häufigkeit und die Heftigkeit der entsprechenden Debatte lassen keine Zweifel offen: Basel und mit ihr die Nordwestschweiz fühlt sich provinziell. Zunehmend provinziell. Dabei bezeichnet der Begriff Provinz im alten Rom ursprünglich nichts anderes als einen Verwaltungsbezirk ausserhalb Italiens. Würde diese Definition noch heute gelten, so wären wir Provinz - und mit uns Paris, London, Berlin, Zürich. Wir befänden uns in bester Gesellschaft und hätten wohl nichts zu klagen.

In der Region Basel gibt es gleich viele Menschen wie Fachleute zur Frage: Sind wir Provinz? Einig ist man sich nicht. Debatten und Debatten über die Debatten werden vom Zaun gebrochen, eifrig diskutiert, verneint, bejaht, aber immer mit einem ängstlichen Blick nach Zürich gerichtet. Der ewige Vergleich macht auch hier nicht Halt. Weltoffene Metropole am Dreiländereck oder gemütliche Schlafgegend am Rheinknie? Wird Basel überschätzt, unterschätzt, überhaupt geschätzt? Provinz! Wer in der Region Basel Beleidigungen austossen, drohen oder etwas in Bewegung bringen will, nimmt das Wort in den Mund. Sei es, wenn es um die Zukunft des EuroAirports geht, um die Ablehnung des neuen Stadtcasinos, um die FCB-Begeisterung, um den Wegzug von Firmen, den Campus oder um alles, was mit Bildung und Kultur zu tun hat. Vom Nachtleben ganz zu schweigen.

Vor 10 Jahren startete das Projekt «Integrale Aufwertung Kleinbasel». Vor 20 Jahren riefen lokale Organisationen vielfältige Initiativen ins Leben, um eine flächendeckende Verkehrsberuhigung im Unteren Kleinbasel zu fordern, vor 30 Jahren begann die ernsthafte Umnutzung des nördlichen Kasernenflügels mit Theater-Aufführungen, Konzerten, Restaurants, Jugendtreffpunkten und Kindergärten. Viele, die damals Kinder waren, können heute mit ihrem eigenen Nachwuchs von der Erneuerung dieses Stadtteils profitieren. Während das Obere Kleinbasel schon längere Zeit gutbürgerlich dominiert ist, steht jetzt das Quartier westlich und östlich der Klybeckstrasse an der Schwelle zu einer ähnlichen Umschichtung. Die nächste Aufwertung ist nur noch eine Frage der Zeit: Der Durchbruch von der Kasernenmatte zum Rhein.

Allerdings: Die Umnutzung des ehemaligen Klosters und des Kasernenareals nahmen ihren Anfang vor genau 450 Jahren.

Vom Kloster zur Kaserne

Nach dem Tod der letzten Äbtissin, Walpurga von Runs, im Jahr 1557 wurde das Kloster Klingental vom Staat übernommen. Grosse Teile des Klosters Klingental wurden an Private vermietet: Im Kleinen Klingental zogen Färber ein, später diente es als Schule, auch als Spital und seit 1939 ist es Sitz der Basler Denkmalpflege, der Rheinpolizei und der Kantonalen Fischzuchtanstalt und des Stadt- und Münstermuseums. Das Grosse Klingental beherbergte bereits im 17. Jahrhundert die Truppen der Basler Garnison. Als 1804 französische Revolutionsheere die Schweiz besetzten, musste für 500 Mann Unterkunft geschaffen werden. Nun wurde auch die Klosterkirche militärischen Zwecken geopfert. Die Räumlichkeiten entsprachen allerdings keineswegs den neuen Bedürfnissen. Ausserdem fehlten Pferdeställe und eine Reitschule. Unhaltbar wurde der Zustand, als Truppen von General Dufour in Basel einquartiert werden sollten: 700 Mann und 150 Pferde. So entschloss man sich, den Architekten Johann Jakob Stehlin mit einem Neubau zu betrauen. Die Klostergebäude des Grossen Klingentals wurden abgerissen und an ihrer Stelle ein neugotischer Bau mit zwei Ecktürmen erstellt. An die Nordseite des Areals kamen die Pferdeställe. Auf einen Abbruch der Klosterkirche verzichtete man lediglich aus Kostengründen. Stattdessen unterteilte man sie in Stockwerke und gliederte sie dem Neubau ein.

Die Kaserne wurde bald durch zahlreiche Schulen und Kurse belegt, 1870 auch durch Internierte der Bourbaki-Armee. Von 1874 bis 1967 wurden in Basel regelmässig Sanitätsrekrutenschulen durchgeführt. Es brauchte lange, sehr lange, bis die zuständigen Kommissionen eingesehen hatten, dass ein Waffenplatz mitten im Herzen Kleinbasels nicht der beste Standort war und dass sich mit den bestehenden Bauten sehr wohl etwas machen liesse. Während Jahren wurden verschiedene Vorschläge diskutiert. Da gab es zum Beispiel eine Initiative «Park-Parking» aus TCS-Kreisen, die verlangte, das Kasernengebäude und die Pferdeställe seien abzureissen, die Kirche zu restaurieren, auf dem Gelände einen Park anzulegen und unter dem Boden ein Parkhaus zu bauen. Durchgesetzt hat sich schliesslich das Projekt ENT-STOH-LOH, das vorschlug, die Gebäulichkeiten nicht nur stehen, sondern darin Verschiedenes entstehen zu lassen, möglichst mit Beteiligung der Bevölkerung am Planungsprozess.

Die Idee wurde von behördlicher Seite zum Teil als subversiv empfunden, wie später bei der Fichenauffäre bekannt wurde.

In diese Zeit fällt die erste zweckfremde Nutzung der Kaserne. Mary Vieira, eine in Basel ansässige brasilianische Bildhauerin, war auf der Suche nach einem grossen, leeren Raum, der es ihr erlaubte, eine voluminöse Metallplastik anzufertigen. Die Fotografin Claire Rössinger griff Vieiras Idee auf, in den ehemaligen Schlafstuben der Kaserne Künstlerateliers einzurichten. Der Anstoss für die offizielle Belegung der Kaserne mit Ateliers war gegeben. Zu Beginn des Jahres 1967, als die Künstlerateliers im Kirchenflügel der Kaserne zum Teil bereits bezogen waren, ergab sich die Möglichkeit, im Erdgeschoss einen Ausstellungsraum einzurichten. Neben dem Ausstellungsraum Klingental und der Ateliergenossenschaft sollte das Kasernenareal weiter genutzt werden. Es gelang der Interessensgemeinschaft Kasernenareal nach und nach verschiedene weitere Räume zu erstreiten, sie mit Eigenleistungen herzurichten und an Vereine unterzuvermieten: Neben dem Spielestrich und der Kinderkrippe kamen ein Jugendtreffpunkt, die Rösslibeiz, die Kulturwerkstatt und der Treffpunkt der Pro Senectute hinzu. Die Moschee, das Tanz- und ein Videostudio fanden später auch eine Bleibe. Endlich, mit neun Jahren Verspätung, erfolgte 1984 der Abbruch des Globusprovisoriums, das während Jahren auf dem Gelände gestanden hatte. Auf dem Areal waren jetzt nur noch die ehemalige Kaserne, in der ein Schulhaus untergebracht war, ferner die Klosterkirche, die der Staat Künstlern für ihre Ateliers zur Verfügung stellte und die ehemaligen Stallungen und die Reitschule, über welche die IKA «herrschte».

Kaserne soll Brutstätte werden

Seit der Werkstatt Basel ist man sich einig, dass die Idee, einen Durchbruch von der Kasernenmatte zum Rhein zu schaffen, weiterverfolgt werden müsse. Hier soll ein Park mit direktem Rheinanschluss entstehen. Nur über das wie und wann scheiden sich die Geister. Der Stararchitekt Jacques Herzog forderte unverblümt die Sprengung des «unattraktiven Klotzes Kaserne», zumindest des Quertrakts, um den Blick in Richtung Rhein freizumachen. Nicht als erster übrigens und auch nicht zum ersten Mal. Doch überraschte seine Vision, an Stelle des sandsteinfarbenen Gebäudes aus dem 19. Jahrhundert einen modernen Konzertsaal zu errichten. Allerdings änderte er hier seine Ansicht und schlug im Verlauf der Zeit vor, den Konzertsaal zur Solitude oder an den Rheinhafen zu verschieben. Ausser Zweifel stand aber für Herzog, dass der Abbruch des fraglichen Gebäudeteils unumgänglich sei. Die Kaserne sei ein Zweckbau, der ohne Funktion heute überflüssig geworden sei. Am liebsten hätte er gleich die halbe Kleinbasler Rheinseite mit der grossen Abrissbrine durchlüftet, um «vom Bündnerland bis Rotterdam durchjoggen zu können.» Dieser Ort am Rhein biete sich als ein

Bildlegende:
Boulespieler und Erholung Suchende am Rheinufer vor der Kaserne



attraktiver Treffpunkt für das Kleinbasel an, welcher dem Rheinufer endlich ein städtisches Leben einhauchen helfe. Es stimmt: Es gibt in Basel ja immer noch kaum Restaurants, geschweige denn Geschäfte, entlang des Rheins, obwohl dies die attraktivste Lage der Stadt ist. Nachts ist der Rheinraum beinahe so dunkel wie ein Dorf und die Kleinbasler Silhouette erinnert an die Reiseskizze eines Stadtwanderers aus dem 17. Jahrhundert.

Im Mai 2007 liess Regierungsrätin Schneider die Katze endlich aus dem Sack. Erstmals gab sie Einblick in die Vorstudie von Martin Heller, der vier mögliche Zukunftsmodelle skizziert. Die erste Option, «weiter wie bisher», hat die Regierung ebenso verworfen wie die Variante 4, die das Areal in einen «überregionalen Leuchtturm» verwandelt hätte. «Treibhaus», die von Heller empfohlene zweite Option, die eine stufenweise Entwicklung und eine stärkere Vernetzung der bisherigen Akteure vorsieht, war der Regierung zu wenig progressiv, sie entschied sich für Option 3: Das Kasernenareal wird zur «Brutstätte».

Das Kasernenareal, dieses überverwaltete und überbeanspruchte Stück Kulturland mitten in Basel, soll nun also zur «Brutstätte» werden - dank einer «dem besonderen Lifestyle Kleinbasels angemessene Arealnutzung». So skizziert es die 42-seitige Vorstudie, die der Städteberater und ehemalige Mister Expo.02, Martin Heller, für die Basler Regierung ausgearbeitet hat. Es ist ein anstrengender Text. Während wir rätseln, worin der «besondere Lifestyle Kleinbasels» bestehen möge und «Brutstätten» eher mit Ornithologie als mit Kultur assoziieren, prasseln weitere, bedeutungsschwere Sätze auf uns herunter. Wir lernen, dass die gesteigerte Brutwärme nicht bloss die Bildung von Neuem favorisiere, sondern auch nach Sichtbarkeit und Zeichen verlange; dass mit diesem selbstbewussten Ansatz auf der Kleinbasler Rheinseite glaubwürdig ein nächster Entwicklungsschritt indiziert werde, dessen besonderer Charakter u.a. in der Gegenüberstellung mit Grossbasel bestehe, weil er als Attraktor von einer städtischen Aura geprägt sei. Was lernen wir? Dass wir nichts verstehen, dass es wohl dem durchschnittlich intelligenten Menschen auf immer ein Geheimnis bleiben dürfte, was mit dem Kasernenareal geschehen soll. Übersetzungshilfen fehlen. Sie sind offenbar für die Auftraggeber der Studie auch nicht nötig.

Doch etwas Wichtiges erwähnt Heller: Die Kaserne braucht «eine Art Intendanz, die ein hohes Mass an Verantwortung für das Ganze übernimmt.» Man könnte es auch einfacher formulieren: Es braucht einen Kopf, einen Macher oder eine Macherin, gut vernetzt und mit viel Gespür für die kulturellen Bedürfnisse dieser Stadt. Erfolgreiche Beispiele weisen den Weg. Etwa die kleine Oase rund um die Kuppel: Ohne Subventionen, aber mit Beharrlichkeit und Biss wurde hier ein Ort geschaffen, der nicht mehr aus dem Kulturleben der Stadt wegzudenken ist.

Oder die quirlige Szene auf dem DB-Areal, die der Überbauung Erlenmatt weichen wird. Rund um den «Erlkönig» ist eine erfrischende Kulturspielwiese entstanden, die an Sommerabenden Hunderte von Menschen anzieht. All diese Brutstätten entstehen nicht nach Plan, sondern werden von engagierten Köpfen gemacht. Für diese Erkenntnis hätte es keine 50 000 Franken teure Vorstudie gebraucht.

Die Kaserne wird zum Stadthafen

Auch als Verkehrsader hat der Rhein eine grosse Bedeutung. Zwar schipperten schon zu römischer Zeit kleine Segelschiffe auf einzelnen Teilen des Flusses, doch war die Schifffahrt damals noch gefährlich und stark behindert: Stromschnellen, Untiefen, Treibholz und andere Erschwernisse zuhauf. Der Fluss veränderte seinen Lauf jedes Frühjahr und erst durch die Rheinbegradigung im 19. Jahrhundert wurde der Oberrhein problemlos von Mainz bis Basel schiffbar. Mögen sich die vorangegangenen Generationen vom Rhein immer mehr abgewendet und ihn zunehmend als Wasserkanal empfunden haben. Mit dem Aufkommen eines neuen Bewusstseins, Sorge zur Umwelt zu tragen, haben die Menschen den Rhein als Erlebnisraum wieder entdeckt. Heute baden die Menschen im Fluss und der Rhein als Wasserweg wird immer mehr touristisch erschlossen.

Während der Fussball-Europameisterschaft 08 wird das Rheinbord zur Fussball-Arena: Auf dem Kasernenareal und an der Kleinbasler Riviera sollen die grössten zusammenhängenden Fan-Zonen für rund 25'000 Zuschauer entstehen. Neben diesen konkreten Plänen gibt es auch viel weitergehende Visionen zur Stadtentwicklung, darunter eine geradezu kühne Idee zu einer völlig neuartigen Nutzung des Kasernenareals als Stadthafen! Der neue Hafen würde sich wie eine Wasserzunge vom Rhein her ins Kleinbasel graben, von da, wo heute die Tramhaltestelle Kaserne ist, die dann wohl Stadthafen heissen würde, hätte man einen direkten Blick auf die Anlegestelle der Klingentalfähre auf der Grossbasler Seite. Eine Sicht, die heute versperrt ist durch den überdimensionierten, wuchtigen Kasernenbau. Der Initiant des Projekts, Werner Abt, ist sich bewusst, dass es nicht leicht sein wird, die Stadt für einen so mutigen Schritt zu begeistern. Modernisierungsvorhaben, die den öffentlichen Raum so grundlegend umgestalten, können in Basel ohne die Unterstützung der Einwohnerschaft und vieler Interessengruppen kaum verwirklicht werden. Abt schwebt auf dem Kasernenareal eine Mischnutzung aus Wohnen, Kultur und Gewerbe vor. Der Stadthafen soll kein Yachthafen für Millionäre, sondern Anlaufstelle für Kanalboote und Haltestelle für Taxiiboote werden. Rund um den neuen Hafen sollen Gewerbetreibende wie etwa Uhrmacher, Instrumentenbauer, Goldschmiede und Floristen eine neue Heimat finden. Aber auch Restaurants, Künstlerateliers, Ausstellungsräume, ein Gebäude für Theater, Ballett und Konzerte, ein Gebäude für Literatur und eine

Bibliothek, eines für die Schule für Gestaltung, einen Ausstellungsraum für die bildende Kunst sollen dort zu stehen kommen. Das Kleinbasel erhalte so einen neuen, zentralen Ort der Begegnung. Es soll kein Ort für Supercenter und Ketten sein, sondern innerstädtische Kleingliederigkeit und Vielseitigkeit stehen im Vordergrund.

Was macht denn die Anziehungskraft einer Stadt aus? Die Metropole sei quasi eine Kurzfassung des Universums, sagten die Franzosen schon im 18. Jahrhundert. Und genau das sollte es auch heute noch bedeuten: Vielfalt. Unübersichtlichkeit. Möglichkeit, dass auch das möglich ist, was man vielleicht gar nicht will. Aber wenn man es haben möchte, ist es da. Das beinhaltet Elitkultur so gut wie Wildwuchs. Eine Stadt ist letztlich nichts als die Summe ihrer Subkulturen. Dieser Reichtum lässt sich freilich nicht behördlich herbeiführen. Aber er lässt sich behördlich verhindern. Basel ist eine kleine Stadt in Europa, daran ist nichts provinziell. Provinziell ist eine kleinbürgerliche Anspruchslosigkeit, die sich selbst genügt und nicht mehr nach links und nach rechts schaut. Es braucht Weitsicht, das Kasernenareal völlig neu zu überdenken, es braucht bestimmt auch Mut, Zeugen der Vergangenheit für eine Gegenwart und Zukunft zu opfern. Eine Stadt muss Visionen haben für die Menschen, die mit und in ihr leben wollen und nicht die vermeintlich ländliche Ruhe und Abgeschlossenheit der Agglomeration suchen.

Verwendete Literatur

- Abt, W., Der Hafen und das Mehr!, www.baslerkaserne.ch
- Hänggi A., Stadtbuch 2004, CMV, Basel 2005
- Heller Enterprises, Entwicklung Kasernenareal Basel, Baudepartement des Kantons Basel-Stadt, November 2006
- Josephy M., Stadtbuch 2006, CMV, Basel 2007





Bildlegende:

Oben: Das Kasernenareal heute

Rechts unten: Beim Restaurant parterre vor der Kaserne

Links unten: Bild des Aufwertungsprojektes der Christoph Merian Stiftung